Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Roel.)

32. Fortsetzung.

In ihrem Zimmer blieb Agnes stehen, mit finstern Blick, den Mund schmerzhaft verzogen. Sie wußte wohl, warum diese verächtliche Kiste, die Wanda ihr schenken immer sagte, sich seit Jahren so gefehlt hatte.

„Was geht es ihm denn an?“ fragte sie sich. „Ob ich brav bin oder nicht, kann ihm alles eins sein.“

„Wer da zu spät plätschert etwas in ihr auf wie ein Blig... Wenn es ihm aber nicht gleichgültig war, weil... weil...“

Sie jante den Kopf, während ein Mädchen, halb bang, halb leicht, ihr Gesicht erhellte. Ach, achte sie nicht nur zu gut, was er durch sie gelitten hatte! Und sie konnte es nie wieder gutmachen, so gern sie auch wollte. Das war verflucht!

Martin bemerkte, daß der Freund nicht in der besten Stimmung war. Ihm selbst ging es seit gestern bereits viel besser, und wenn Christian dennoch so ein Gesicht schmitt, dann — mußte er wohl einen besonderen Grund dafür haben.

Ihm selbst lag daran, Agnes vor Christian nicht in falschem Lichte erscheinen zu lassen, und so kam er noch einem Umwege darauf, ihm zu erzählen, was es mit dem Brief, den sie gestern erhalten hatte, für eine Beendigung habe.

Christian hörte schweigend gleichgültig zu, aber er fühlte, wie eine Schallwelle nach der anderen von seiner Seele gezogen wurde, und auf einmal war er nicht mehr so in seiner Stimmung wie vorher. Er verneigte sich zwar, keine Miene zu verändern, dennoch entging seine Aufregung dem Freunde nicht.

Agnes zeigte sich an diesem Tage nicht mehr, und auch an den folgenden kam sie nicht zum Vorschein. Sie wußte es zu vermeiden, Christian zu begegnen.

Das (neue) Abende, als er etwas länger geblieben war, so daß der heimkehrende Bäckergründer ihn noch vorfinden, nötigte ihn dieser wieder, zum Nachmittage zu bleiben. Als es auf dem Tische stand, konnte Agnes nicht umhin, zu erscheinen.

Er hatte sie lange, lange nicht mehr recht angesehen, aber jetzt, mit ihr an einem Tische sitzend, da gab es kein Ausweichen mehr.

Sie konnte nicht ganz an ihr vorbeigehen.

Ihre reine, edle Schönheit fiel ihm auf, als sähe er sie zum erstenmal. Die Züge, die er so gut kannte und doch wieder auch nicht. Eine Veränderung war mit ihnen vorgegangen. Der weltlich hochfahrende Zug, den sie in der Zeit zur Schau trug, da er aus dem Bäckergründer'schen Hause schied, war aus ihrem Gesicht verschwunden, aber das einseitige holde Jungmädchenhafte war es darum doch nicht wieder ganz geworden. Nur ein einziger leiser Zug war darin verändert, aber dieser wirkte eben den Unterschied.

Christian mußte an die Schwindsche Melusine denken, die im Kunsthistorischen Museum in der stillen Einfaßtheit der dem Quarell gewidmeten Säle hing... Eine Reihe von Bildern, die Geschichte der rührenden Wasserjungfrau erzählend. Das erste und das letzte Bild des Jylus stellen dasselbe dar.

Melusine, aus ihrer lauschigen Grotte hinblickend, und nichts unbeschadet das süße, holde Gesicht des ersten von dem des letzten Bildes als ein einziger Zug um den Mund. Ein Zug stiller Regung und schmerzlicher Erfahrung... Man fühlte, ein ganzes Menschenleben lag zwischen beiden Bildern. Der oberflächlichste Blick hätte sie nicht verwechseln können.

Ihm gegenüber hielt sie ihre hochmütige Nase starr fest, aber sie wußte doch eine andere geworden sein. Das Mädchen, das sich an die Maschine setzte, um durch beharrliche und recht unerbittliche Arbeit ein vorbestimmtes Ziel zu erreichen, das war die Agnes nicht mehr, die alles ihrer Schönheit danken wollte, glaubte, diese müßte sie hinausweisen über Pflichten und Erdenschwere.

Für ihn selbst war ihre Veränderung nun freilich belanglos. Sie lehrte nicht zu den Empfindungen zurück, die sie einst für ihn gehabt, bevor der Ereignis der Mutter sie von ihm trennte... So schwach und sah ihr Gefühl gewesen sein mochte, es war ausgelöscht und belebte sich nicht wieder.

Zur Gegenwart! Er stieß die sichtlich die Meinung ein, die man sich nicht enthalten kann, gegen diejenigen zu empfinden, die Jagen unserer Demütigung und Mißerfolge geworden sind, als wir uns ihnen im Gange zu zeigen gedachten.

Er konnte ihr nicht vergeben, aber sie bewachte seine Vergangenheit auch nicht. Sie hatte noch immer bessere Wünsche im Leben. Ein Mädchen wie sie! Und wenn sie fünf und

dreißigmal verlobt gewesen wäre, immer würde sich jemand finden, den diese Augen bezwangen.

Martin belächelte heimlich die beiden, die sich an einem Tische gegenüber saßen und sich dabei solche Mühe gaben, nur ja kein Wort miteinander zu wechseln.

Dem Vater fiel mit Befremden auf, wie Agnes sich dem Doktor gegenüber verhielt und daß sie, als er Abschied nahm, aus dem Zimmer ging, ohne er sich zu ihr wenden konnte.

„Christi!“ sagte er, als er, nachdem er Christian hinausbegleitet hatte, zurückkam, „du hast ein höchst komisches Benehmen gegen den Manda. Er hat dir doch nichts getan, als daß er dich gern gehabt und sich eingebildet hat, du wärest ihm nett. Das ist doch kein solches Verbrechen, daß du dich ihm gegenüber so benimmst, als läßtst du ihm etwas vorzuzurechnen, nicht er dir.“

Agnes ließ die Strohpredigt ohne Entregung über sich ergehen. Sie wußte wohl, daß es nicht recht war, sich so zu ihm zu stellen, sie fand nur einfach das Richtige nicht... Denn er sollte ja nicht glauben, daß sie jetzt, weil ihre glänzenden Aussichten zu nichts geworden, ihn wieder heranzuziehen wollte. Also lieber zu schroff als zu freundlich!

Nachdem sich Christian unter dem funkelnden Sternenhimmel nach Hause.

In den Straßen war es still, wie sonst am Abend. Da die Lichter in den Schaufenstern nicht mehr brannten, so herrschte hier unten verhältnismäßige Dunkelheit, aus der die Sternflamme der durch die Straße hinablaufenden Motorenwagen wie ein feuriges Auge glühte.

Die Sterne standen hoch, klein und blühend am Himmel und schienen noch ferner als sonst. Der nahezu volle Mond hing über den Dächern empor, noch ohne die Welt mit seinem Scheine zu erhellen.

Zu solcher Stunde wird die Sehnsucht im Menschenherzen lebendig, und ihr sonst von der Pflicht und harter Selbstsucht erstickter Ruf ertönt lauter und stehender in Christens Innerem, seine mühsam gehegte Ruhe durchdringend.

Rein, er war nicht geheilt, alles nur zurückgeköpft, bereit, wieder hervorzubrechen, wenn der eiserne Druck der Selbstüberwindung nur einmal für eine kurze Weile nachließ.

Hier unter dem Nachthimmel, der auf ihn herabblitzte, durfte er sich's geföhnen: er liebte sie noch immer, heißer, schmerzlicher und leidenschaftlicher denn je.

Na, Martin war ja bald wieder gesund, und dann würde er ihm wieder nur aus seinem Hause begegnen, denn oft durfte er nicht mehr hineinommen — in ihr Reich.

Jetzt sah er aber noch jeden Nachmittag bei Martin, der sich noch immer nicht ganz wohl fühlte. Das Liebel hatte einen schlechenden Charakter angenommen. Es fehlte ihm nichts Rechtes mehr, er konnte aufstehen und herumgehen, aber gesund war er noch nicht. Darüber fing er schon an, ungeduldig zu werden, und gerade deshalb mußte Christian ihn täglich besuchen, sonst war er in Gefahr und machte eine Dummheit.

Das Wetter war wieder schlecht geworden. Schnee und flüßiges Tauwetter, Nebel und trübe Tage gaben der Welt ein unfreudliches Aussehen und brühten auf die Stimmung.

Wie gewöhnlich saßen die Freunde in der Dämmerung beieinander im Schlafzimmern, noch ohne Beleuchtung. Seine Luft der Himmel rein und klar, und so fiel eben, gerade vor dem Dunkelwerden, ein weißbläues Licht vom Himmel, die Straße wie mit einer hellen Feil füllend und von den Dächern jenseits der Straße wiedergeleuchtet, so daß es schien, als schimmerien sie regnerhaft.

Auch in das Zimmer fiel der seltsame Schein, es bläulich-weiß erhellend und auf den polierten Flächen, die er traf, bläuliche Reflexe weckend.

Martin lag auf der Ottomane zu Füßen der Betten, während Christian an deren Kopfende in dem mit Zuteilstoff bezogenen Lehnsstuhl saß, einem häßlichen, aber bequemem Möbelstück. Die Augen hatte er von dem Fenster mit seiner zaubrischen Abendbeleuchtung abgewendet und auf die kleine Vorzimmerstühle gefestelt.

Seit Tagen war durch diese Tür diejenige eingetreten, die er zu sehen erwartete.

Morgen wollte Martin doch schon wieder zum erstenmal ausgehen, dann war es mit seinen Herberkommen bald aus, dachte Christian. Desto wohl besser! Doch eine Stimme in seinem Inneren wollte nicht so antworten. Das Gefühl, daß das Leben dann noch dunkler und fremdloser für ihn sein würde als jetzt, überwältigte ihn.

Träge, in abgerissenen Satzungen, unterhielten sich die Freunde über Christian's Patienten, meistens Kinder, von denen eines ihm Sorge

bereitet hatte, aber nun doch anfang, aus dem größten herauszukommen.

Ein fischerlicher Schrei des Entsetzens, von außen herdringend, unterbrach die schlaftrüge Unterhaltung. ... Martin blieb wie gelähmt liegen. Christian dagegen sprang auf und eilte in großen Schritten hinaus. Hinter der Glastür der Küche, die neben der zu Agnes' Hofzimmern lag, loberte ein heller Schein auf.

Christi rief die Türe auf und stürzte in die Küche. Da stand noch die Holzflechte, Agnes die Bluse vom Leibe zu reißen... Ein Plämmchen zuckte empor. Blitzschnell ritt er zu dem Wasserschloß, das da auf der Bank stand, immer gefüllt, weil der Hahn der Wasserleitung sich draußen auf dem Gange befand, rief sein Taschentuch hervor, kochte es ein und dämpfte damit die kleine Flamme, die noch aus Agnes' Kachel klangelte.

„Agnes! Agnes!“ rief Martin, der ihm gefolgt war, angstvoll. Aber schon lagte sie ihm entgegen: „Es noch ja nicht!“

Sich von Martin zu Christian wendend, sah sie auf dessen Gesicht noch den Ausdruck der Angst um sie, doch nur einen Augenblick! Denn schon glätteten sich seine Züge und ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust. Aber einen Augenblick hatte sie doch in seinen Mienen gelesen, und sie wußte nun, was sich hinter seiner steinernen Kälte verborg.

„Was war denn?“ fragte Martin noch schredensbleich.

„Zuletzt Spitzhals hat die Dohse auf die Holzleiste im Bügelkasten geoffen, damit es besser brennt“, gab Agnes, sich rasch fassend, Auskunft. „Die Flamme hat ihr ins Gesicht geschlagen, ihr Haar erstickt und dann die Schürze... Ich komm' dazu und will löschen und wir' dabei bald selber in Flammen aufgegangen.“

„Jesus, Jesus!“ jammerte das Mädchen noch nachträglich. „Wenn der Teufel'n was g'sche'n wär'... Heilige Mutter Gottes! Alle beide hätten m' hin sein können.“

„Hören S' mir auf mit Ihrer Heiligenanrufer!“ fuhr Martin sie an. „Wenn S' lieber besser aufpassen möchten!... Immer gleich die Spiritusgeschichten! Wenn meiner Schwester was geschehen wär' Sie, was wegen, umgebracht hätt' ich! Ich, das kann ich Ihnen sagen.“

Aber die Dohse schredete sich jetzt nicht mehr, sondern schlug eine heitere Locke auf.

„M' schau'n schön aus!“ sagte sie munter zu Agnes.

Sie blickte und fühlte sich an. Ihr Strichhaar war verlobt, die Bluse und die Schürze hingen in Fetzen um sie, und an den Fingern hatte sie Brandstellen.

Aber auch Agnes war kaum besser weggekommen. Auf der linken Seite war die Bluse ausgebrannt und abgerissen... Große braune Brandnarben zeigten sich, und der weiße Kern schimmerte hervor.

Sie war bemüht, das zu verdecken, während sie sich zu der Türe ihres Zimmers, das mit der Küche in Verbindung stand, zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Kropfbildung und Trinkwasser.

Früher war man der Ansicht, daß Kropf und Trinkwasser in ursächlichen Beziehungen stehen. Man sprach sogar von bestimmten Kropfquellen. Aus neueren Untersuchungen ergibt sich, daß die Kropfquellen einer Nachprüfung nicht standhalten. Kropf und Arterienismus werden nur in Wohnungsgemeinschaften, niemals aber in Wassergemeinschaften beobachtet. Tierexperimente beweisen, daß Kropf und Arterienismus zum mindesten auch ohne Wasser entstehen können. Erfahrungen über das Auftreten und Verschwinden von Kropf und Arterienismus in Häusern und Familien weisen darauf hin, daß die Ursache beiden Störungen im Hause und in der Wohnung, sowie in der nächsten Umgebung der Kranken oder in diesen selbst zu suchen ist. Auch im hygienischen Institut in Zürich vorgenommene Untersuchungen ergaben, daß der Kropf mit dem Trinkwasser nicht im Zusammenhang steht, sondern in seiner Ausbreitung durch Lage, Verkehr und die allgemeinen hygienischen Verhältnisse bestimmt wird.

— Abgesehen. Leutnant: Ach, wie ich sehe, gnä' Fräulein leben in der großen Welt und doch auf kleinem Fuß!

Dame: Jomoh, Herr Baron, gerade umgekehrt wie bei Ihnen.

Leutnant: Na, wie denn?

Dame: Nun, Sie leben in der kleinen Gattison und doch auf großem Fuß.

— Gut beschrieben. A.: Wie sah denn der Herr aus, der nach mir fragte?

A. (Humbelstübchen): A G'sicht hat er gehabt wie a Schnauzerl, Ohren wie a Spitzel und Fuß wie a Dadel!

— Erkennlich! E.: Hat die Familie Meier noch nicht gemerkt, daß am Zuder immer ein Zehntel Pfund fehlt?

Kommis: Nein!

„Dann wägen Sie künftig auch beim Kaffee ein Zehntel weniger ein!“

Schwimmendes Land.

Von Aug. Koenigsberg.

Das Dorf Waackhausen, in dem die nachfolgende Erzählung spielt, liegt zwischen dem großen Teufelsmoore und dem St. Jürgenlande (der Name des schwimmenden Landes) und fällt mit dem letzteren den großen Winkel aus, den die beiden Meereströme Hamme und Wümme bilden, die dann später als Lejumsfluß gemeinsam unweit von Bremen in die Unterweser münden.

Die Häuser des Dorfes liegen in langer Reihe, jedoch durch Gebüsch und Wald voneinander getrennt, auf hohen Bäumen, um sie vor den winterlichen Ueberflimmungen zu schützen.

Vor dem Dorfe zieht sich ein 2 bis 3 Kilometer breiter Weizenstreifen hin, während das Dorf selbst und das hinter ihm liegende Gelände aus Hochmoor besteht.

Die Bauern Waackhausens sind größtenteils Großgrundbesitzer, denn ihre Höfe haben meistens eine Größe von 400 bis 500 Morgen. Sie sind durchnäht wohnhaft und bilden ein Gemisch von Sachsen und Friesen, jenen uralten trocknen Bauernvolk, das sich sowohl durch seine ähnen Kämpfe mit den Bremer Erzbißhöfen, als auch durch sein Ringen im Kampfe mit Wasser und Wogen einen unergänglichen Namen erworben hat.

Auch die Waackhäuser haben ihr Land in jahrhundertelangen Kämpfen dem Sumpf und Wasser abgerungen, daher auch ihr selbstbewußtes, kraftvolles Auftreten, ihr Eigenfinn und starrer Mut.

Den Sturmfluten, deren man sich jetzt mit allen Mitteln zu erwehren sucht, verdanken die Bauern Waackhausens doch recht eigentlich ihren Reichtum, denn sie sind es gewesen, die das schlammarige, fruchtbare Meer- und Wäsewasser ihnen zufrachten und den moorigen Weizen erst jenen fetten, befruchtenden Ueberzug verliehen, den sie heute haben.

Aber auch noch in anderer Weise wirkten die Fluten gewinnbringend, indem sie an den mit breiten Schiffen räumern besetzten Ufern der Hamme ein Stück Land nach dem andern ansetzten und so zur allmählichen Vergrößerung der Höfe beitrugen.

Anderswärts aber riefen sie auch wiederum mancherlei Streitigkeiten hervor, die dadurch entstanden, daß angrenzende Nachbarn sich über das angewachsene Land nicht einigen konnten.

Ein solcher Streit herrschte bereits seit Jahrzehnten zwischen den Besitzern des Segellens und Rohlmannshöfes. Die Wäse, ein paar harte Köpfe, hatten den Streit begonnen, der schon so viel Kummer und Herzergoß über die beiden Familien gebracht hatte, und die Söhne, die jetzigen Besitzer, hatten ihn übernommen als ein unangenehmes Erbeil ihrer Väter.

Das Glück aber, besser gesagt, das Glück wollte es, daß Dietl Rohlmann einen Sohn und Arp Segellen, sein Segner, eine Tochter hatte. Er war ein echter Rohlmann: dunkel, breitshulterig und kernig. Sie dagegen hellblond, schlant, mit schmalen Gesichtszügen und kernblauen Augen. Ein echter Friesentypus. Die Nachbarschaft, der gemeinsame Schulfreund und manche anderen Gelegenheiten brachten es mit sich, daß die beiden einander oft sahen, sich kennen und lieben lernten.

Der alte Rohlmann, dem dies zu Ohren kam, rief eines Tages seinen Sohn zu sich in die gute Stube und sagte zu ihm: „Johann, du kannst im übrigen tun und lassen, was du willst, denn du bist alt genug, um zu wissen, was recht und unrecht ist, bloß eins will ich dir sagen: die Deern“ — und dabei zeigte er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Segellenshof — „krieg' du nicht. Eher will ich dich entenden und meinen Hof verkaufen, als zu geben, daß dein Name in der Hand eines jungen Fraue einzieht. Schlag die Deern aus dem Kopf; es wird nichts draus!“

Von seiten der Eltern des Mädchens wurde die Weisheit der beiden zwar auch nicht mit frohem Herzen gesehen, wenigstens nicht unter den obwaltenden Umständen. Aber Segeben hätte, wenn sich eine passende Gelegenheit gefunden, im Interesse seines eigenen Kindes vielleicht doch die Hand zum Frieden geboten, denn er war von Haus aus eine verständlichere Natur, als der alte Rohlmann; er artete nach seiner Mutter. Aber dazu war vorderhand gar keine Aussicht. Wenn auch seine Frau ihn oft quälte mit Witten und Flehen, doch dem Glück der Kinder nach im Wege zu stehen und dem Nachbar die Hand zur Versöhnung zu reichen, so lehnte er dies doch mit Entschiedenheit ab.

„Das Recht ist auf unserer Seite. Der Richter hat uns die Wäse vordereitend zugesprochen. Rohlmann hat also gar keine Ursache, mir böse zu sein, aber er tut mir jeden Tort an, den er nur ausdenken kann.“

So runden die Dinge, als ich im Herbst 1888 nach Waackhausen kam.

Die Schule, als deren provisorischer Verwalter ich ernannt war, lag auf einer niedrigen Wurt. Es war ein altes, mit Stroh gedecktes Fachwerkhäus, wie sie hier üblich sind. Rings um das Haus herum war ein kleines Wäldchen aus Birken und Erlen zum Schutz gegen Wind und Wetter. Neben einem mit Birken bespitzten Hofwege, der durch Sandaufschüttung etwas erhöht war, führte zur Schule noch ein 2 bis 3 Meter breiter Schiffsgraben, in den von allen Höfen des Dorfes eine Menge anderer Gräben einmündete. Nahe am Schulhause war ein kleiner Hafen, in dem ein winzig kleines Boot an der Kette lag.

In Rost ging ich bei Arp Segellen, als dem nächsten Nachbar, der auch zugleich Schulvorsteher war. Das erste, was ich nach meinem Eintreffen in Waackhausen auf Segellens Hof gelernt hatte, war das Fahren in dem kleinen, stiellosen Boote, das hierzulande mit dem merklichen Namen Seelenverläufer belegt wird. Diese Boote werden nicht durch Ruder vorwärts bewegt, sondern mittels einer langen Stange, die an ihrem unteren Ende eine mit Eisen beschlagene Verdrängerung aufweist; denn bei der Enge der Gräben wären Ruder nicht zweckmäßig gewesen. Bei niedrigem Wasser und den hohen Ufern dieser Schiffsgräben bot das Fahren in dem kleinen Schiffe allerdings keine besonderen Schwierigkeiten. Anders jedoch bei Hochwasser; da war die Sache durchaus nicht so ungefährlich, und der Name Seelenverläufer wohl am Platze.

Ich mochte wohl etwa 5 oder 6 Wochen in Waackhausen gewesen sein, da gemäße ich eines Morgens, daß ich von der Außenwelt ringum durch Wasser abgetrennt war. Wäre dieses Ereignis so ganz unvorhergesehen eingetreten, so hätte es mich wohl mit dem größten Schrecken erfüllen können. Aber hatte mich mein Kostwirt längst darauf vorbereitet. Außerdem hatte ich ja ein Schiff, und wenn es auch nur ein Seelenverläufer war, und konnte fahren.

Als ich nach Segellens Hof kam, stand der Bauer vor der großen Einfahrt seines Hauses und schaute prüfend den Augen in den Wassererschwall.

Ganze Schwärme weißgrauer Möwen trieben freischend ihr lustig Spiel in den Lüften, andere ließen sich von den Wellen auf- und niederhangeln. Dies alles waren sichere Anzeichen für den Wertverlust, daß noch mehr Wind und Wasser zu erwarten waren.

Segellen traf daher als umsichtiger Hausvater seine Vorkehrungen. Er rief seine Anechte herbei und gab ihnen Befehl, die Schiffe, die in ihrem gewöhnlichen Platz vor dem Hause lagen, an einen geschützteren Ort, wo sie dem Wind und den Wellen nicht so ausgeleitet waren, zu bringen. Dann ließ er die starken Bohlen, die für einen bestimmten Zweck aus dem Hausboden lagerten, herunter holen, um sie im geeigneten Augenblick zur Hand zu haben.

Ich war inzwischen wieder zur Schule gefahren, wo noch und nach auch die Schüler eintrafen. Sie kamen heute alle in Booten. Die älteren luden selbst, die kleineren wurden von ihren Eltern oder Diensthöfen gebracht.

Den Tag über stieg das Wasser stetig. Als der Nachmittagsunterriht beendet war, stand es bereits oben am Hausvor. Ich entschloß mich daher, bei der Einladung meiner Kostwirtin, bei ihnen zu wohnen, zu folgen und traf alle Vorkehrungen, um meine Bücher und sonstigen Sachen vor dem Wasser zu schützen. Dann bestieg ich meinen Kahn und fuhr zum Segellenshof.

Als ich an einer Waldecke vorüber kam, machte ich eine merkwürdige Entdeckung: Am frühen Morgen hatten diese Bäume noch tief im Wasser gestanden; jetzt aber waren ihre Wurzeln kaum vom Wasser bedeckt; und das Wasser war doch nicht gefallen, sondern im Gegenteil stetig gestiegen. Diese Erkenntnis nahm natürlich mein ganzes Interesse in Anspruch. Ich fuhr dicht an den Rand des Waldes und bestiegte mein Schiff an einer vorspringenden Baumwurzel. Mit der langen Ruderbank untersuchte ich dann den Waldboden auf seine Festigkeit. Als ich mich überzeugt hatte, daß er mich tragen würde, sprang ich getrost aus dem Schiff auf eine hochstehende, dicke Baumwurzel.

Wahrhaftig! Der ganze Wald schwamm mit allen Büschen und Bäumen auf dem Wasser, das konnte ich deutlich wahrnehmen, wenn ich mit dem Fuße fest auftrat, denn da zitterte und bebte weithin die Fläche, und das Wasser am Rande des Waldes schlug Wellen. Es war nicht anders: Durch den starken Wasserdruck hatte sich die obere, etwa einen Meter dicke Moosschicht vom Untergrunde abgetrennt und schwamm vermulde ihrer leichten Beschaffenheit auf dem Wasser. Das Wasser von solcher Größe schwimmen können, das sollte ich erst später erfahren, als ich die wachstoft riesigen Wurzelballen einiger vom Sturm umgestürzten Tannenbäume betrachtete.

Meine Verwunderung über dies Naturereignis sollte noch größer werden, als ich bald darauf an einer Fläche grünen Kornlandes vorüberfuhr. Auch dieses Schwamm, wie mich die Untersuchung bald lehrte, auf dem Wasser, während die Wiesen ringsum überflutet waren.

Als ich nach dem Segellenshof kam, war man hier eifrig damit beschäftigt, das Vieh auszuloden, indem man Kühe und Pferde aus den Ställen holte und den Fußboden der Ställe durch starke Bohlen und darunter gelegte Balken künstlich erhöhte.

Ich fragte Segellen, ob denn das Wasser dem Korn auf den Feldern nicht schade?

„Nein“, erwiderte er, „so lange das Kornland schwimmt, schadet das Wasser nicht. Darum machen wir auch alles Kornland, was nicht mehr schwimmt, zu Wäsen. Sie können daran erkennen, daß das Schwimmen des Landes auch von Segen sein kann; denn sobald unser Land aufhörte zu schwimmen, können wir Waackhauser Bauern kein Korn mehr bauen.“

„Zwar machmal“, so fuhr er fort, „kann das schwimmende Land auch großes Unheil anrichten, wenn nämlich der Sturm große Stöße von den Büschen lockt und in die Wäsen treibt.“

Damit erhob er sich, um nach dem Stande des Wassers zu sehen. Als er zurückkehrte, erklärte er in seiner ruhigen Weise: „Wenn das Wasser so weiter steigt, haben wir es in zwei Stunden im Hause.“ Doch beruhigte er uns damit, daß dies durchaus nicht viel zu bedeuten hätte, zumal die Wohn- und Schlafräume einen Fuß höher lägen, als der Hausflur, außerdem die Flut aller Voraussicht nach gegen Mitternacht nachlassen würde.

So sahen wir denn noch eine Stunde oder auch zwei am warmen Herdfeuer und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Unsere Augen richteten sich unwillkürlich nach der großen Einfahrt, durch die das Wasser zuerst eindringen mußte, denn sie lag am niedrigsten.

Da, nach etwa anderthalb Stunden, erlöste mich mein Auge etwas, was mein Herz fast einen Augenblick still stehen ließ.

Was war es nun? Ein Gegenstand von der Gestalt einer riesigen Schlange kam durch eine handbreite Öffnung am Grunde der Tür und bewegte sich hin- und herwärtend und dann breiter, immer breiter werdend, die große Lehmdele herauf. — Es war Wasser.

Die Hausbewohner mochten auch an solchen Anblick gewöhnt sein; denn Arina, die Großmutter, rief lauthen: „Kriekt hen! Ku is it do!“ und lief dann mit dem Kleinsten zusammen die Türe hinunter, sich das Ereignis in nächster Nähe zu beschauen.

Fast schien es, als habe die Flut nur dieses Ziel erziehen wollen, denn von nun an stieg das Wasser nur sehr langsam, so daß es, als wieder eine Stunde verfloßen war, das Flett, das allerdings eine Handbreite höher lag, als die Lehmdele, noch nicht erreicht hatte. Da Mitternacht nicht mehr fern war, so meinte der Hauswirt: „Wir können ruhig zu Bett gehen. Hinrich und Jan, das waren die beiden Großkinder, können aufbleiben, und Arina kann ihnen noch eine Tasse Kaffee kochen, damit sie nicht einschlafen.“

So blieb mir denn nichts anderes übrig, als das Bett aufzusuchen, das mir die freundliche Hausfrau in einem Alkoven der guten Stube, als dem ruhigsten Platz im Hause, anwies.

Am Morgen bot sich mir ein seltsamer Anblick: Der ganze Hausflur stand unter Wasser, nur der Feuerherd ragte noch daraus hervor und nahm sich mit seinem hellbrennenden Torffeuer selbst ganz aus. Ein der großen Schiffe hatte man ins Haus gezogen und in die Nähe des Herdes gestellt.

Die Hausfrau teilte mir mit, daß der Sturm ein großes Stück des schwimmenden Waldes losgerissen und in die Wäsen getrieben habe. Die Anechte waren ausgeschied, um die Nachbarn zu Hilfe zu rufen, während Segellen und einer der Zöglinge dem Flüchtling nachgeilte. Fein, um die auf dem schwimmenden Lande befindlichen Bäume zu fällen, damit sie dem Winde keinen Widerstand mehr böten.

Bald waren wir die Nachbarn von allen Seiten in Schiffen herbeieilen. Nur einer fehlte, Dietl Rohlmann. Er hatte sich entschieden gemeldet, mitzutun.

„Meinetwegen mag das Land fluten, wo es will, ich sehe keine Hand davon!“ hatte er zu den ihn auffordernden Anekten Segellens gesagt. So mußte man das schwere Stück Arbeit ohne seine Hilfe verrichten.

Als eben die Bäume auf der Insel gefällt waren, begann plötzlich das Wasser zu fallen und zurückzusinken. Das war den Bauern natürlich höchst willkommen, denn nun konnten sie sich die große Mühe des Zurückholens sparen; sie brauchten nur mit Hilfe ihrer langen Ruderbänke darauf zu achten, daß die Insel den richtigen Kurs behielt. Um das zu ermöglichen, wurden sie in zwei Reihen rechts und links neben ihr her und verlegten ihr von Zeit zu Zeit einen Hebelvollen Stoß mit den schweren Eichenrudern, wenn sie verluhten, von der rechten Bahn abzuweichen.

Diese immerhin nur leichte Arbeit verlegte die Leute in eine heitere Stimmung; und schon berechneten sie, wann sie den Auekreiser wieder an Ort und Stelle haben würden. Da gab es mit einem Male einen gewaltigen Stoß und die Insel stand still wie ein Schiff, das auf ein unglückbares Riff geraten ist. Der unglückbare Widerstand stellte sich als ein festes Schloß heraus, ein Art Tor aus Eichenholz und starken Föhnen, wie er hierzulande bei allen Einfahrten zu den Wäsen und Weiden zu finden ist.

„Wir müssen wieder zurück“, rief Segellen den Leuten zu, „sonst kommen wir ganz fest zu liegen!“

So wurden denn die Schiffe wieder umgedreht und mit vereinten Kräften verfuht, die Insel wieder abzubringen. Jedoch vergeblich.

„Auf diese Art kriegen wir sie nicht wieder los“, meinte einer der Nachbarn. „Wir müssen eine Säge holen und die Wäse absägen.“

Segellen befahl einem Anechte, zwei Sägen zum Hause zu fahren und schnell nachzubringen. „Aber beachte dich, sonst ist es zu spät.“

Endlich kam der Anecht mit den Sägen zurück, und nun ließen vier Mann ins Wasser und versuchten, die Wäse abzusägen. Nach vier Stunden gelang es endlich. Aber es war schon zu spät. Die Insel lag schon am Erdboden fest, und noch dazu auf Rohlmanns bester Wäse.

Als man ihm die Nachricht überbrachte, war seine Wut natürlich groß. Er suchte und witterte. Aber was konnte das helfen? Hätte er gleich mit Hand angelegt, so wäre man vielleicht schneller vorwärts gekommen und das Unglück nicht geschehen. Jetzt war es zu spät.

Für Rohlmann bedeutete dies einen großen Schaden, der vielleicht erst nach Jahren beseitigt werden konnte. Der Grund von dem plötzlichen Fallen des Wassers war ein Dammbruch gewesen, der einen großen, blühenden Marschdistrikt bei Bremen unheil und Ueberflutung brachte.

Zur großen Freude für Rohlmann und Segellen begann nach einigen Tagen das Wasser wieder zu steigen und half so das schwimmende Land wieder flott zu machen. Diesmal half auch Rohlmann mit. Man schnitt die Insel in mehrere Stücke und brachte sie so glücklich wieder an Ort und Stelle. Um ein abermaliges Fortschwimmen zu verhindern, schlug man starke Pfähle in den Boden und band das Land mit starken Tauern daran fest.

Aber das Gelingen dieses Werkes hatte noch eine andere glückliche Folge: Als nämlich die Arbeit vollbracht war, reichte Arp Segellen seinem Nachbarn Rohlmann die Hand und sagte: „Nachbar! Dies Stück Land habe ich zu dem alten noch einen neuen Zantappel füllen können, wenn der liebe Gott nicht ein Einsehen mit uns schwachen Menschenkindern gehabt und das Wasser wieder geschickt hätte. Darum laß uns an dieser Stelle Freundschaft schließen und den alten Haß und Streit vergessen. Hier ist meine Hand. Schlag ein und laß uns wieder Freunde sein!“

Rohlmann zögerte. Der alte Groll schien sich noch einmal aufzubäumen. Dann aber schlug er mit schnellem Entschluß in die dargebotene Rechte und sagte kurz und bestimmt: „Es soll alles vergessen sein, Nachbar!“

Dann zog Segellen den sich noch leise sträubenden Dietl Rohlmann in sein Haus, und die übrigen Nachbarn folgten.

„Gegen Weihnachten hatte die Freundschaft zwischen dem Rohlmanns- und dem Segellenshofe bereits solche Fortschritte gemacht, daß man zum Feste die Verlobung der beiden Kinder beschloß.“

Und die gütige Mutter Natur, die sich schon einmal den Liebesleuten wohlgenügt erwiesen, hatte ein Einsehen und haute ihnen eine schöne, feste Bräute aus Spiegelglattem Eise, da der Verlobte zu Wasser doch mit Schwierigkeiten verknüpft war.

— Ein Physiognomiker. A.: Sie sind doch wohl sehr mustersüchtig?

B.: Woraus schließen Sie das?

A.: Ja, Sie haben so ein Gesangsvereinsgefühl.

— Pedantisch. „Meiner herzlichsten Glückwünsche, Herr Rat, Sie sind ja nun 50 Jahre im Dienst.“

„Nicht ganz; es fehlen noch 10 Minuten!“

— Darum. A.: Seit wann besteht denn hier ein freiwilliges Rettungskorps?

B.: Seit ein Automobilklub bei gründen wurde.“

— Die verzeßel's Gattin (eines jungen Doktors, vor einer Konfessionsanfrage): „Na, Du hast ja gar keine Patienten, dich kausie mir diese Rede, ich wette, sofort werden einige meiner Freundinnen trant.“

— Ein Physiognomiker. A.: Sie sind doch wohl sehr mustersüchtig?

B.: Woraus schließen Sie das?

A.: Ja, Sie haben so ein Gesangsvereinsgefühl.

— Pedantisch. „Meiner herzlichsten Glückwünsche, Herr Rat, Sie sind ja nun 50 Jahre im Dienst.“

„Nicht ganz; es fehlen noch 10 Minuten!“

— Darum. A.: Seit wann besteht denn hier ein freiwilliges Rettungskorps?

B.: Seit ein Automobilklub bei gründen wurde.“

— Die verzeßel's Gattin (eines jungen Doktors, vor einer Konfessionsanfrage): „Na, Du hast ja gar keine Patienten, dich kausie mir diese Rede, ich wette, sofort werden einige meiner Freundinnen trant.“

— Ein Physiognomiker. A.: Sie sind doch wohl sehr mustersüchtig?

B.: Woraus schließen Sie das?

A.: Ja, Sie haben so ein Gesangsvereinsgefühl.

— Pedantisch. „Meiner herzlichsten Glückwünsche, Herr Rat, Sie sind ja nun 50 Jahre im Dienst.“

„Nicht ganz; es fehlen noch 10 Minuten!“

— Darum. A.: Seit wann besteht denn hier ein freiwilliges Rettungskorps?

B.: Seit ein Automobilklub bei gründen wurde.“

— Die verzeßel's Gattin (eines jungen Doktors, vor einer Konfessionsanfrage): „Na, Du hast ja gar keine Patienten, dich kausie mir diese Rede, ich wette, sofort werden einige meiner Freundinnen trant.“

— Ein Physiognomiker. A.: Sie sind doch wohl sehr mustersüchtig?

B.: Woraus schließen Sie das?

A.: Ja, Sie haben so ein Gesangsvereinsgefühl.

— Pedantisch. „Meiner herzlichsten Glückwünsche, Herr Rat, Sie sind ja nun 50 Jahre im Dienst.“

„Nicht ganz; es fehlen noch 10 Minuten!“

— Darum. A.: Seit wann besteht denn hier ein freiwilliges Rettungskorps?

B.: Seit ein Automobilklub bei gründen wurde.“

— Die verzeßel's Gattin (eines jungen Doktors, vor einer Konfessionsanfrage): „Na, Du hast ja gar keine Patienten, dich kausie mir diese Rede, ich wette, sofort werden einige meiner Freundinnen trant.“

— Ein Physiognomiker. A.: Sie sind doch wohl sehr mustersüchtig?

B.: Woraus schließen Sie das?

A.: Ja, Sie haben so ein Gesangsvereinsgefühl.

— Pedantisch. „Meiner herzlichsten Glückwünsche, Herr Rat, Sie sind ja nun 50 Jahre im Dienst.“

„Nicht ganz; es fehlen